* Oecon. *
2015
m

°Oecon. Wort
2015 m

<36630652940016 S

<36630652940016

Bayer. Staatsbibliothek

Ein Wort

an

Herrschaften,

die

gutes Gesinde

haben wollen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Breslau,
bey Ernst Gottlieb Meyer, 1797.

G. u. 436
59 B

Vorbericht.

Man scheint seit einiger Zeit mehr als sonst eingesehen zu haben, wie es zum Wohl der Menschheit höchst nöthig und nützlich sey, den Quellen der Verschlimmerung des Gesindes, und den Mitteln, wie derselben ohne gesetzlichen Zwang am besten gewehret werden könne, nachzuforschen. Die löbliche Hamburgische

Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe gab vor 7 Jahren diesen Gegenstand zur Preisfrage auf, und man kann leicht denken, daß es an Vorschlägen aller Art nicht gefehlt haben werde. Der Vorschlag wegen eines anzustellenden Sittenrichters fürs Gesinde möchte wohl, besonders in großen Städten, am wenigsten ausführbar seyn. Besser scheint der Vorschlag zu seyn, den der Prediger Schmidt zu Wahren in einer eignen Schrift, (die unter dem Titel: Einzig mögliche Art gutes Gesinde zu erhalten, zu Neustrelitz 1795. als eine von obengenannter Gesellschaft gekrönte Preisschrift herausgekommen ist), gethan hat, nemlich: die Errichtung einer patriotischen Gesellschaft zur Sittenverbesserung des Dienstvolks. Eine solche Gesellschaft würde, wie es schon

schon dergleichen hier und da zur Abschaffung des Trauer-Aufwands giebt, zusammentreten, die dahin abzweckenden Regeln genau zu befolgen und das gute Gesinde zur Ermunterung für das weniger gute aus einer eignen unter sich zu errichtenden Casse zu belohnen. Ich denke aber, auch dieser Vorschlag wird, wie alle der Art, noch eine gute Zeit hin zu den menschenfreundlichen Projecten gehören, die man ausgeführt zu sehen wünscht, ohne daß auch nur Einer die Hand dazu bietet. Es ist gewis der Wunsch jedes Redlichen, wie es der meinige ist: Möchte doch die Erziehung der niedern Menschenclasse, die noch immer über alle Vorstellung schlecht ist, und aus der doch das Gesinde herkommt, besser seyn! Möchte doch in unsern Schulen noch mehr auf eine zweckmäßige Bildung

derjenigen, die künftig zur dienenden Volksclasse gehören sollen, Rücksicht genommen werden! Man kann voritzt nichts bessers thun, als ein Wort der Ermahnung an die Herrschaften reden, denn die unter ihnen herrschenden Laster und Unordnungen gehen aufs Gesinde über. Bey ihnen also muß die Besserung den Anfang nehmen, und wenn sie alle, wie man es doch von ihnen vorzüglich fordern kann, ihre Pflichten genau erfüllten; so würde auch das Gesinde um so mehr in der Lage seyn, die seinigen erfüllen zu können und zu müssen. Meine gegenwärtige Schrift hat die gute Absicht, alle die Gesinde haben, besonders die Bewohner der Stadt, dazu freundlich und dringend aufzufodern. Sie ist meines Erachtens durch die Schmidtsche Schrift, die ich jedoch benutzt habe, nicht über-

flüßig

flüßig gemacht worden; denn ich ließ es mir angelegen seyn, die Pflichten der Herrschaften gegen ihr Gesinde fast in allen, wenigstens den am öftersten vorkommenden, Fällen und Verhältnissen des Lebens, die in jener, ihrem Endzweck gemäß, nicht angeführt werden konnten, darzustellen. Ich würde ihr den Titel eines Herrschaftscatechismus gegeben haben, wenn ich nicht gefürchtet hätte, daß die Herrschaften nach Belehrung über ihre Pflichten, die sie ohnedem entbehren zu können glauben, grade unter diesem Titel am wenigsten lüstern seyn würden. Es ist also eine Volksschrift, und die Regeln, die ich in ihr ertheile, sind auf die unabänderlichen Gesetze der Moralität und Religion gegründet, und man wird, wenn man sie befolget, mehr oder weniger den guten

Er-

Erfolg wahrnehmen, und sollte das auch nicht der Fall seyn, so hat man doch seine Pflicht gethan, und hat Andre, sie auch zu thun, ermuntert. Ob man mich hören, und noch mehr, ob man mir folgen wird, muß ich, wie alle, die guten Rath ertheilen, dahingestellt seyn lassen.

Unter den Klagen über schlechter werdende Zeiten und Menschen, die von den Meisten, oft in der stolzesten Einbildung von ihrem eignen Werth, angestimmt werden, wird namentlich die Klage über schlechtes Gesinde in unsern Tagen überall laut und oft gehört, und nie mehr als itzt betrachtete man dasselbe als ein nothwendiges Uebel. Wer ruhig und unparteyisch die Lage der Dinge betrachtet, wird zugestehen müssen, man führe diese Klage über das sich verschlimmernde Gesinde mit allem Recht. Hat jeder Stand seine Reizung zur Sünde, giebt es also in jedem Stande Menschen, welche, durch dieselbe hingerissen, ihre Pflichten nicht nur unterlassen, sondern gar das Gegentheil thun, so hat es gewis in keinem Stande mehr Gelegenheit und Auffoderung dazu, als in dem dienenden, besonders in großen Städten, wo viel Handlungsdiener, Handwerksburschen, Studenten und junge Mannspersonen aller Art sind, auch gewöhnlich ein starkes Militair ist. Der dienende Stand hat seine mancherley Pflichten, die meist schwer und unangenehm sind, und

wenig Reiz, sie zu beobachten, mit sich führen; und die Menschen, die sie beobachten sollen, sind noch obendrein meist von geringen, schlecht erzogenen Eltern, auch gering und schlecht und ohne vernünftige Grundsätze erzogen. Dazu kommt noch, daß sie mit andern Menschen gleicher oft schlechterer Beschaffenheit umgehen, und unvermerkt ihre Art zu denken und zu handeln annehmen, wobey denn nur gar zu leicht und zu bald das wenige, etwa noch im Herzen befindliche Gute erstickt und ausgerottet wird. Der herrschende Ton der Zeit äußert seine Allgewalt an Menschen von feiner Bildung und edler Denkungsart, und macht oft auch die Klügsten zu Thoren; sollte denn die niedre Volksklasse, die fast ganz von der Sinnlichkeit beherrscht wird, nicht alles, was sie sieht und hört, für gut finden, und alles, was Andre und weil es Andre thun, nachmachen? „Soll ich schlechter seyn, als „dieser oder diese? Es ist einmal Mode, „warum soll ich es nicht auch thun oder tragen „können?„ Das ist die Sprache unsers stolzen, leichtsinnigen, Rang- und Modesüchtigen und nur immer glänzen und genießen wollenden Zeitalters, die man täglich, nicht anders als mit Betrübniß, hören kann. Das Gesinde wird bey solchem Streben nach eingebildeten Vorzügen sich natürlich jedes Mittel, zum Endzweck zu kommen, erlauben, und

also täglich schlechter werden, und die Herrschaften, ich weis, daß diese es nicht gern hören werden, was ich itzt sage, es ist freilich eine harte Rede, wer kann sie hören? aber es ist und bleibt Wahrheit: die Herrschaften sind großentheils Schuld daran, theils daß sie ihre Rechte und ihr Ansehen zu weit ausdehnen, indem sie zu viele Arbeit und Dienste fodern, das Gesinde in Kost und Lohn nicht billig halten, jeden Fehler zu hart ahnden und das Gesinde zu verächtlich behandeln; theils ihr Ansehn zu wenig behaupten, indem sie das Gesinde in Kost und Lohn allzugut halten und zu wenig Arbeit fodern, allzuvertraulich gegen dasselbe sich betragen, es gar zu Werkzeugen ihrer niedern Absichten brauchen, selbst ein schlechtes Beispiel geben, und es so zu ihrem und jedem folgenden Dienst verderben. Was hat also eine Herrschaft zu thun, wie hat sie sich gegen ihr Gesinde zu betragen, wenn sie den Namen einer vernünftigen wirklich guten Herrschaft verdienen und Hoffnung haben will, sich gutes Gesinde zu verschaffen? Ich weis es gewis, daß viele schon imvoraus gegen das, was sie hier lesen werden, eingenommen sind, denn sie werden sagen: „ich weis das alles vor, was man thun muß;„ aber ich antworte: wissen, was man zu thun hat, und es wirklich thun, ist ein himmelweiter Unterschied, und dann zweifle ich noch

 dran,

dran, ob alle, die Herrschaften sind, auch alles, was ihnen als solchen, besonders in einzelnen Fällen zusteht, recht genau wissen möchten. Belehrung muß man immer suchen und annehmen, und in einer so wichtigen Sache vorzüglich. „Ja, spricht man, dem „Gesinde sollte auch seine Pflicht vorgehalten „werden, um so mehr, je weniger grade dieses der Regel nach damit bekannt zu seyn „pflegt.„ Richtig, aber das muß nicht sowohl in Schriften, die von Menschen der Art selten oder gar nicht gelesen werden, geschehen, sondern besser und bequemer im jugendlichen Unterricht und Ermahnung von Schulmeistern, Predigern, Eltern und Erziehern. Da kann man mehr Eindruck und Frucht erwarten. Also ich gehe dran, in möglichster Kürze und in einer allgemein verständlichen Sprache einige Regeln zu geben, die man hoffentlich, wenn man nicht vorsätzlich die Wahrheit von sich stößt, bewährt finden wird, sich ein gutes Gesinde zu verschaffen, wenigstens ein solches häusliches Leben zu führen, wobey man weniger Anlaß finden wird, über dasselbe zu klagen.

Schon David sagt: „Meine Augen sehen „nach den Treuen im Lande, daß sie bey mir „wohnen und ich habe gern fromme Diener. Falsche Leute halte ich nicht in meinem

„Hause

„Hause. Die Lügner gedeihen nicht bey mir.„ (Ps 101, 6. 7.) Das sollte die Gesinnung jeder Herrschaft seyn. Es ist immer eine misliche Sache, verdorbene Menschen bessern zu wollen, und ihnen grobe Laster abzugewöhnen; ich fürchte, daß in den meisten Fällen Ermahnung, Mühe, Wohlthaten, Kosten, gutes Beyspiel vergebens angewandt seyn möchten; also man sehe lieber drauf, schon gutes Gesinde, versteht sich, so weit es gut seyn kann, zu bekommen. Man sey daher äußerst vorsichtig in der Wahl eines Dienstboten, und man darf sich um so weniger übereilen, je mehr man im Ruf einer guten Herrschaft steht, wo sich Leute genung finden werden, die bey uns anzukommen wünschen. Man miethe nicht sogleich den ersten besten, auch Empfehlungen sind unsicher, wenn man die Personen, die sie empfehlen, nicht genau kennt. Man weis ja wohl, wie wenig sich selbst Gesindevermiether und Vermietherinnen um die bisherige Aufführung des zu vermiethenden Gesindes bekümmern, nichts von ihnen wissen, und oft absichtlich nichts von ihnen wissen wollen. Auch die schriftlichen Abschiede, wenn noch darnach gefragt wird, haben wenig Werth, so lang es ungewissenhafte Leute giebt, die auch schlechten Dienstboten ein gutes Zeugniß geben, aus einer falschen Herzensgüte oder um sie nur leicht

 und

und bald los zu werden. Im Gegentheil werden auch die besten Dienstboten verachtet, weil sie freilich zu ihrer bisherigen unordentlichen und schlechten Herrschaft nicht paßten, die ihnen oft das als Unart anrechnen, was wirklich an ihnen sehr zu entschuldigen, wo nicht gar zu schätzen war, oder die ihnen wohl gar aus wirklicher Rache und Bosheit an ihrem Glück hinderlich werden wollen. Es wäre sehr zu wünschen, daß man sich auf die Aussagen der Herrschaften besser verlassen könnte, und daß also bey denselben auch öftere Nachfrage geschehe. Worauf soll man sich denn sonst verlassen? Auf das eigne Zeugniß der zu miethenden Personen, das im Ganzen genommen, wie jedes Zeugniß von sich selbst wenig gelten kann; denn wenn sich Dienstboten vermiethen, so verstehen und versprechen sie gemeiniglich alles, die Herrschaften finden aber nur gar zu bald zu ihrem Leidwesen und zu ihrer Quaal, daß sie um so weniger wissen und um so weniger zu lernen und zu thun Lust haben. Soll man nur aufs Aeußere sehen? Wenn die Frau die Wahl ihres Bedienten nur darnach bestimmt, und der junge Herr es so einzuleiten weiß, daß seine grade nicht sehr geachtete Ehehälfte ein flinkes reizendes Mädchen in Dienste nimmt, so glaubt die böse Welt, es sey dabey auf ganz was Anderes abgesehen, als nur eine hübsche menschliche

Figur

Figur täglich um sich zu sehen. Das Aeußere wird mit Recht in Betrachtung kommen müssen, aber nur in so weit, als es Gesundheit, körperliche Kraft und ein gesittetes anständiges Betragen ankündiget, ohngeachtet nicht zu leugnen ist, daß man bey einem Dienstboten mehr als bey dem andern drauf zu sehen hat, je nachdem die Dienste, die er leisten soll, sehr verschieden sind; z. E. einer sogenannten Schleusserin in der Stadt und der Kuhmagd auf dem Dorf.

Menschen ohne Erziehung, Bildung und Unterricht, als es der bey weitem gröste Theil der Dienenden ist, formen sich jedesmal leicht nach den Umständen. Sie sind das, was sie sind, gut oder böse, fleißig oder faul u. s. w. nicht aus festen Grundsätzen, denn wie ließen sich diese bey Leuten der Art erwarten; sondern je nachdem sie durch die äußere Lage mehr oder weniger dazu aufgefodert werden. Will man sie also gut haben, so ist es eine Hauptregel, ihnen nur ja nicht Gelegenheit zu geben, schlecht zu werden. Es ist ein altes bekanntes sehr wahres Sprüchwort: „Gelegenheit macht Diebe.„ Man verschließe seine Commoden und Schränke, besonders bey neu angezogenem Gesinde. Das ist nicht Argwohn, sondern Klugheit. Man muß sein Gesinde schon lang um sich gehabt

 haben,

haben, und von seiner Treu vollkommen überzeugt seyn, wenn man vor demselben alles offen stehen und liegen lassen will. Zu was soll das auch? Warum soll das Gesinde jedes Papier lesen, jedes Kleidungsstück begucken, alles begreifen? Das kann oft allerley Nachtheil haben, und wohl gar den Gedanken: „das „könntest du brauchen, die Herrschaft wird es „nicht vermissen, und so sie es missen sollte, „dich am wenigsten in Verdacht haben„ in der Seele erregen, und wie wir traurige Beispiele der Art genug haben, zur That reifen lassen. Manche Herrschaften reden verächtlich vom Gelde, sie machen des Wesens viel von dem, was sie haben, und wenn einige, die vollauf haben, nur immer vom Verarmen und zu Grundegehen reden, so haben andre wieder alles, die doch nichts haben. Beides taugt nichts. Das Gesinde, das in jenem Fall zu furchtsam ist, eine gemachte Ausgabe anzuzeigen, in diesem Fall begierig, vom Ueberfluß der Herrschaft zu profitiren, wird zum Betrug verleitet, wenigstens zu Lügen und Schwindeln; und ich kenne keine grössere Quaal, als ein lügenhaftes, ränkesüchtiges, liederlich verschmiztes Gesinde zu haben. So legen überhaupt Herrschaften nicht selten den Grund zu manchen Lastern und Fehlern ihres Gesindes durch ihr unvorsichtiges Betragen, z. E. daß dasselbe in schlechten Umgang geräth,

da-

dadurch, daß sie es für zu gering halten, auf ihre Gänge und auf ihren Umgang zu merken; oder daß es ungesittet und trotzig ist, dadurch, daß sie demselben sonst manche zu große Freiheiten zugestanden haben. Davon in der Folge noch Einiges. Man gewöhne seine Leute in allen ihren Sachen pünctlich und ordentlich zu verfahren, man bestimme die Zeit, wenn dies oder jenes geschehen, z. E. gegessen werden soll, und halte genau drauf. Man darf nur ein paarmal im Fall einer Uebertretung seinen Unwillen zeigen, und ich wette drauf, man wird es dann nicht so bald wieder zu thun Ursach haben. Man sey aber selbst pünctlich, thue alles ordentlich und zur bestimmten Zeit, und vergesse niemanden, für den man sorgen soll, auch des Gesindes nicht.

Man verhalte sein Gesinde im Anfang so, als man es immer zu halten gesonnen ist, und gebe und thue ihm das, was man immer ihm zu geben oder zu thun im Stande ist. Man sagt im Sprüchwort: „Neue Besen kehren gut.„ Das Gesinde ist denn gemeiniglich in den ersten Tagen seines Dienstes fleißig, gehorsam, artig; je mehr es aber mit der Herrschaft, natürlich auch mit ihren Schwachheiten, bekannter wird, je länger es im Dienst ist, ihm in demselben wohlging, vielleicht arm, krank, elend,

ausgehungert aufzog, und nun fett, gesund, stark und mit Kleidern wohl behangen ist, so hat es leider nur gar zu bald mit Fleiß, Artigkeit und Gehorsam ein Ende, und die entgegengesetzten Laster treten an die Stelle, daß Herrschaften es unmöglich lange aushalten können. Aber mit Herrschaften geht es denn auch so. Gegen erst aufgezogenes Gesinde sind sie oft, wenn ihren Worten zu trauen wäre, wahre Engel in menschlicher Gestalt, da wird auf das vorige Gesinde geschimpft und dem neuen das Maul durch Versprechungen wässerig gemacht. Sie thun auch wirklich viel, mehr als sie thun sollen, und haben mehr versprochen, als sie halten können. Aber eben darin liegt der Fehler. Nun will es das Gesinde immer so haben, und wohl noch besser, es fordert das als ein Recht, was ihm nur aus Güte zugestanden worden. Führt nun die Herrschaft eine andre Sprache, so wird dieses muckisch, trotzig, grob, man macht sich gegenseitig Vorwürfe und des Zankens ist kein Ende. Ich rathe allen Herrschaften, es grade umgekehrt zu machen, dem neuen Gesinde nur was ihm zunächst zukommt, und was ihm bey der Miethung versprochen worden, zu geben, dasselbe wie Kinder, die man wohl erziehen will, an manches Unangenehme zu gewöhnen und gleichsam einigermaßen abzuhärten. Segnet Gott Herrschaften und be-

trägt

trägt sich in der Folge das Gesinde ihren Wünschen gemäß, so können sie von Jahr zu Jahr an Kost, Lohn und Weinachtsgeschenk etwas zusetzen. Das wäre eine wohlverdiente Belohnung mehrjähriger treuen Dienste, und für ein nicht ganz fühlloses Gesinde eine schöne Auffoderung ihren Fleiß und ihre Treue gegen eine gute Herrschaft, die das erkennt und schätzt, zu verdoppeln. Bleibt man als Herrschaft unverändert dieselbe, so kann man vom Gesinde erwarten und fordern, daß es sich auch nicht ändere, und wenn es, wie freilich leicht und bald geschieht, aus der guten Bahn schreiten will, so zögre man nicht, und suche, es bald wieder gehörig einzuleiten.

Wie soll ich meine Untergebenen, Lehrlinge, Dienstboten, Hausgenossen verhalten? so muß jede Herrschaft fragen, der es drum zu thun ist, eine gute Herrschaft zu seyn und ein gutes Gesinde zu haben. Schon die gesunde Vernunft sagt, was recht und billig ist, und stellt die allgemein geltende Vorschrift auf: **Betrachte und behandle diejenigen, die dir dienen, nicht als Mittel, sondern als Zweck**, das heißt, nicht als solche, die nur da sind, dein Glück zu fördern, deine Wünsche zu befriedigen, deine Größe zu zeigen; sondern als solche, in deren Mitwirkung du bey deinem Vermögen, Ansehen und Verstande des

sitt=

sittlichen Guten immer mehr machen sollst. Thue andern das, was du wünschen kannst, daß sie dir in demselben Stande und unter denselben Umständen thun möchten. Beobachte genau, was man in der Art zu thun unter uns übereingekommen ist, und was die Gesindeordnung der Stadt, in der du lebst, besagt. Befolge sie genau, auch wenn man sie rechts und links um dich her nicht befolgt. Es scheinen dir oft sehr unnöthige Dinge zu seyn, die sie von dir zu thun fodert; aber du bist es der bürgerlichen Gesellschaft schuldig, ihren grössern und kleinern Gesetzen zu gehorchen. Ich will versuchen, das Nöthigste, was zum rechten Verhalten gegen unsre Hausgenossen gehört, anzugeben. Vor allen Dingen muß jede Herrschaft den Ihrigen hinlänglich zu essen geben. Der Magen beherrscht mit tyrannischer Gewalt den Menschen, was thut er nicht oft, um nur diesen zu befriedigen? Welche schreckliche Thaten hat nicht Mangel und Hunger erzeugt? Der gemeine sinnliche Mensch kennt kein grösseres Bedürfniß als das zu essen; er dünkt sich unglücklich, wenn er dieses nicht nach aller Lust seines Herzens befriedigen kann. Die Mutter gab dem Kinde, um es nur still zu erhalten, ein Stück Brodt in die Hand, und war dieses verzehrt, ein zweites und so fort, wundert man sich noch, woher so viele freßsüchtigen Menschen kommen,

men, die fast nie genug haben? Es ist lästig, solche Menschen um sich zu haben, die aus Heißhunger mit allem, was sie bekommen, zufrieden sind, wenn es nur den Magen füllt. Man sehe nur ja drauf, daß das Gesinde auf alle Fälle, sie mögen viel oder wenig essen, genug bekomme. Man soll nach der Bibel dem arbeitenden Ochsen nicht das Maul verbinden, das heißt: es ist Pflicht, dem Hausthier, das uns Nutzen und Vergnügen schafft, sein hinlängliches Futter zu reichen, um so mehr muß man ja wohl den Menschen, der in unserm Dienst und in unserer Kost stehet, versorgen. Unter diesem Vertrag kommen Herrschaften und Gesinde zusammen, und beide Theile müssen das Ihrige thun. Es ist daherunverantwortlich, wenn Herrschaften so schlecht für ihre Leute sorgen, daß diese, auch bey aller Mäßigkeit, sich oft kaum des Hungers erwehren können, indessen manches Hausthier ohne Noth gehalten, und überflüssig, wohl gar mit Leckerbissen, gefüttert wird. Man wundert sich, daß Familien von einer, wie man oft genau weiß, geringen Einnahme, doch noch den großen Aufwand, den sie machen, bestreiten können. Man wird sich aber weniger wundern, wenn man zu bemerken Gelegenheit hat, daß sie alles auf Flitterstaat und Modeputz wenden, ihrem Leibe, wie man zu sagen pflegt, keine Stiefmutter sind, allen

leuten schuldig bleiben, und das Gesinde im eigentlichen Verstande Noth leiden lassen. Da haben wir das ganze Geheimniß. So geht es in unsern Tagen gar oft eine Zeitlang anscheinend gut, aber endlich nimmt es doch ein schlechtes Ende. Nein, wahrhaft vernünftige und gute Herrschaften werden die Sorge, die sie sich selbst, mit der, die sie ihrem Gesinde schuldig sind, wohl zu verbinden wissen, und im Fall, daß es einmal fehlen sollte, das Gesinde den Kindern gleich behandeln, das heißt, lieber selbst entbehren, als diese darben lassen. Man schränke sich ein, anstatt die ewige Klage über nahrlose und theure Zeit zu führen. Man halte weniger Gesinde und lasse die Kinder, wenn sie halbweg über die Jahre der ersten nöthigen Pflege hinaus sind, sich selbst bedienen, das wird ihnen in der Folge gar sehr zu statten kommen. Besser Einen Dienstboten hinlänglich nähren, als zwey darben und sich durch diese in üblem Ruf bringen lassen, denn das hat man von solchen Personen gewis zu erwarten. Das ihnen wiederfahrne Gute verschweigen sie; das Böse, oder was sie wenigstens dafür halten, breiten sie desto mehr aus. Eine gute Frau wird füglich manches thun können, was eine stolze und herrschsüchtige aus falscher Schaam das Gesinde thun läßt. Also, es sey doch aller Herrschaften erster Grundsatz: Nur, daß unser Gesinde hinlänglich und gut

zu essen bekomme. Ich sage: hinlänglich und gut zu essen. Vom ersten habe ich bisher geredet, vom andern muß ich auch ein Wort sagen. Es ist traurig zu sehen, was das Gesinde nicht nur auf dem Lande, sondern auch in der Stadt, oft vor Essen bekommt. Indessen die Herrschaft bey vollen Schüsseln wohl noch unter täglichen Gästen schwelgt und alle Erstlinge an Früchten und Federvieh, wenn sie kaum auch für den theuersten Preis zu haben sind, mit lecker Zunge verzehrt, hat das arme Gesinde, das sich schon müde gearbeitet hat und guten Appetit fühlt, vielleicht die elendesten, oft verdorbenen und kaum fürs Vieh tauglichen Speisen und diese nicht einmal zur Sättigung, wozu noch kommt, daß dieses jämmerliche Gericht in den schlechtesten Schüsseln unreinlich und unappetitlich aufgetischt wird. Es ist nicht zu fordern, daß das Gesinde von allen, auch den köstlichsten, Speisen und Getränken zu aller Zeit bekomme, ein Unterschied der Stände zeigt sich billig in Geschäften, Kleidung unb Lebensart; aber daß dasselbe die ihm zukommenden Nahrungsmittel gehörig abgekocht und reinlich aufgetragen zur Sättigung erhalte, kann doch mit Recht gefordert werden. Eben so gebe man seinen Leuten ihren Lohn, worüber man mit ihnen eins geworden ist, zur rechten Zeit, wenn es nur irgend seyn kann, an dem bestimm-

stimmten Tage. Man glaubt nicht, wie man sich dadurch Achtung, Liebe und also auch Gehorsam erwirbt. Man verkürze ihnen denselben nicht, es ist ohnedem wenig genug im Verhältnis mit dem, was sie wirklich bedürfen und anzuschaffen in unsern Tagen immer nöthiger und theurer wird. Es ist keine gegründete Entschuldigung für eine Herrschaft, daß es ihr zu geben zu schwer falle. Sollten wir jede Kleinigkeit, die etwa zu Schanden geht, uns von ihnen bezahlen lassen? Pfui doch! lieber, auch wenn man es nicht im Ueberfluß hat, ein Unglück leiden, als andre leiden lassen. Soll denn nichts, wenn es lang genug gehalten hat, entzwey gehen? Ist es denn, wenn es geschieht, nur immer Unvorsichtigkeit und Unschicklichkeit des Gesindes? Würde es uns nicht, wenn wir dienen sollten, zuweilen auch so gehen? Man sage: so du etwas vernachlässigest und zerschlägst, sollst du es bezahlen; aber es bleibe mehr bey der Drohung, nur im höchsten Nothfall thue man es einmal, man kann es ja dem Gesinde auf eine andre Art, ihm selbst unmerkbar, wieder erstatten. Man lasse einen unverbesserlich dummen und tölpischen Dienstboten lieber von sich. Wenn Herrschaften gar, wie ich selbst weis, Hausrath verstecken oder mit Fleiß verderben, um dann dem Gesinde vorwerfen zu können, daß es durch seine Schuld abhanden

ge-

gekommen oder verdorben worden sey, und es nun von ihm bezahlen lassen, so habe ich, um eine solche Verworfenheit und Niederträchtichkeit des Characters recht zu bezeichnen, keinen Namen. Gottlob! daß zur Ehre der Menschheit nicht viele solche Herrschaften seyn werden!

Man muß ferner dem Gesinde, außer dem nöthigen Essen, Trinken und Lohn, auch Ruhe und den nöthigen Schlaf zukommen lassen. Wer den Tag über fleißig gearbeitet hat, wird müde, und kann nur durch den Schlaf seine Kräfte wieder sammlen. Es ist unrecht, wenn man das Gesinde entweder der vielen und schweren Arbeit wegen, die sie im Tage nicht bestreiten konnten, oder bey seiner Nachlässigkeit, die ihnen zukommende Arbeit bey Tage, auch wo sie es wohl konnten, nicht bestritten zu haben, tief in die Nacht hinein arbeiten läßt, welches auch darum nicht rathsam ist, weil leicht Mannspersonen zu ihnen kommen können oder sie halbschlafend, mit dem Licht, welches ohnedem unnöthigerweise verbrannt wird, unvorsichtig umgehen. Die Nacht ist von Gott für alle Geschöpfe zur Ruhe bestimmt. Die lustig in den Tag hinein lebende Herrschaft macht die Nacht zum Tage, und schläft dann tief in den folgenden Tag hinein; aber kann man es, ohne höchst unbillig

zu seyn, von dem Gesinde, das früh aufstehen und an seine Arbeit gehen soll, fordern, auf uns die halbe Nacht hindurch zu warten? Die Rede ist hier freilich nicht davon, wenn es einmal oder manchmal, sondern oft und wohl täglich geschieht. Ein ordentlicher Hausvater wird drauf sehen, daß im Sommer Abends nach 10 Uhr, im Winter um 11 Uhr alles im Hause still werde, dagegen aber auch fordern können, daß sein Gesinde des Sommers um 5 Uhr, des Winters um 6 Uhr das Bette verlasse, und er wird mit seinem Beispiel vorleuchten, wie die geschäftige brave Frau die erste ist, die ihm nachfolgt. Es versteht sich, daß es Ausnahmen von dieser Regel gebe, z. E. wenn man Gäste hat, oder zu Gaste gegangen ist, oder wenn eines aus der Familie krank ist, und auch da wird dem Dienstboten das Nachtwachen von einer gütigen Herrschaft erleichtert, besonders wenn sie mehr als einen haben. Die Stube oder Kammer, wo sie sich aufhalten und schlafen, muß ordentlich, reinlich, vor Wind und Wetter wohl verwahrt und ihrer Gesundheit auf keine Weise nachtheilig seyn. Oft hat das arme Gesinde den elendesten, finstersten, vor Dieben schlecht verwahrten Winkel des Hauses inne, in welchem es im Sommer vor Hitze und Ungeziefer, im Winter bey einem halb offnen Dach auf ihrem Lager mit Eis und Schnee bedeckt umkommen möchte, indessen

sein reicher Besitzer jeden andern halbweg bessern Theil des Hauses aus niederm Geitz vermiethet und benützt, und das überflüssige Schooshündchen der Madame weit besser dran ist. Man miethe keine Wohnung, in der nicht auch auf solche Art für die Unsrigen gesorgt ist.

In Rücksicht der **Kleidung** unsrer Untergebenen kommt alles darauf an, daß man nicht zu viel und nicht zu wenig thue. Manche Herrschaften können ihre Dienstboten nicht schön genug ausstaffirt sehen, man fragt, wenn man sie miethet, sogleich nach ihrem Anzug, wie oft sie Kleider zu wechseln hätten; man giebt ihnen die kostbarsten Livreen, man trift wohl selbst Anstalt, daß sie den galantesten und angesehensten Leuten, zum Trotz gleichsam, in jeder Mode sogleich erscheinen und Kopfzeuge, den vornehmsten Frauen gleich, tragen. Sie bekommen in Weihnachten wichtige Geschenke, und bey Begräbnissen und Hochzeiten, die im Hause vorfallen, werden sie von Fuß auf mit einem, wohl gar doppelten, schönen Anzuge versehen. Ist das nicht offenbar zu viel gethan? Wenn wird der ruinirende Unfug ein Ende haben? Gottlob, man hat hier und da einen kleinen Anfang mit Abschaffung desselbengemacht. Möchte es doch besser, als es leider geschieht, fortgehen! Andre Herrschaften thun wieder offenbar zu wenig.

 Ihrem

Ihrem Geiz oder wenigstens ihrer eingeschränkten Vorstellung scheint alles überflüssig und unnöthig zu seyn. Sie erklären alles für Sünden einer bösen Welt, mit der sie es mehr aus Sorge für den Beutel als aus eigentlicher frommer Ueberzeugung nicht halten mögen. Wenn doch Herrschaften die goldne Mittelstraße auch hier zu treffen wüsten! Unsre Zeiten sind natürlich von den vorigen weit unterschieden. Lebensart, Sitten, Kleidung, der ganze Ton ist nicht mehr derjenige, der er vor dreißig Jahren und noch drunter war, er kann es auch beym Gesinde nicht mehr seyn. Wer kann es mit Billigkeit verlangen, daß dasselbe sich noch itzt so kleide, wie sich das Gesinde damaliger Zeit zu kleiden pflegte, und auch damals seufzten altmodische Herrschaften über den Verfall der Dienenden. Was hilft das ewige Klagen besonders bey jungen Leuten, die nur die gegenwärtige Welt kennen, natürlich für die beste halten und ihres Gleichen, täglich dazu aufgefodert, nicht gern nachstehen wollen. Man lasse ihnen also auch in diesem Stück eine billige Freiheit und sehe nur dahin, daß es nicht zu weit gehe. Zur Reinlichkeit, Ordnung und Nettigkeit im Anzug sind sie gradehin anzuhalten.

Wenn Herrschaften Elternstelle bey ihrem Gesinde vertreten, so müssen sie auch in allem

auf sie merken, und sich ihr Glück zu fördern möglichst angelegen seyn lassen. Kann die Herrschaft dem Dienstboten auf eine gute Art etwas zuwenden, eine kleine Einnahme oder ein Trinkgeld verschaffen, so sey ihr das ein wahres Vergnügen. Man zeige Theilnahme an ihren Schicksalen, man ertheile ihnen guten Rath, man rede für sie, thue einen Gang für sie, achte nicht einige Mühe und Kosten, nie fertige man sie ab mit den abschreckenden Worten: „was geht mich eure Sache an?„ Man sehe es gern, wenn sie zu etwas kommen, man sorge dafür, daß sie ihre Habseligkeiten hinlänglich verwahren können. Man verhüte Unglück, so viel man kann, besonders wenn sie etwas an Gelde besitzen, wo sie denn meist dumm und leichtgläubig sind, ihr Geld Leuten vorzuleihen, die ihnen zwar viel versprechen, aber weder Interessen zahlen noch das Capital wiedergeben. Trift sie ein Unglück, sey es verschuldet oder unverschuldet, die steten bittern Vorwürfe helfen nichts, man tröste lieber und helfe, so weit man kann, damit grösseres Unglück verhütet werde. Man sey ihnen auch an ihrer Verheirathung nicht hinderlich. Ein junges Frauenzimmer sieht gemeiniglich das Heirathen als das höchste irrdische Glück an, strebt also rastlos darnach und bietet natürlich, wenn sie ihre Freundinnen und Bekannte links und rechts verheirathet werden sieht, alles auf, um auch an Mann

zu kommen. Ist denn das, wenn es mit Ehren geschieht, unrecht? Ist es nicht, vielmehr weibliche Bestimmung? und ist nicht, um zu heirathen, erst Umgang mit einer Person des andern Geschlechts nöthig? Ist jeder Umgang sittenlos und verdächtig? Erfährt so etwas die alte frömmelnde Hausfrau, so hat es der arme Dienstbote, und wenn er Jahrelang ehrlich und gut gedient hat, auf einmal versehen, da heißt es: „Das Einlaufen leide ich nicht, „laßt euch nicht einfallen, schon wieder von „mir wegziehen zu wollen.„ Da wird von Kerlen und Menschern in einer höchst pöbelhaften Sprache geredet. Freilich macht sich mancher gute Dienstbote, der noch eine Zeitlang dienen und sich etwas hätte sammlen können, durch eine übereilte Heirath unglücklich, denn die Liebe ist bekannterweise blind; aber eben darum sollten die Herrschaften, die weiter sehen, von der ganzen Lage der Sache genauere Nachricht einziehen, und dann dem Gesinde guten Rath ertheilen, auch wenn sie bey reiferer Einsicht und Ueberlegung die Heirath wirklich ihrem Erachten nach nicht übel finden, ihm dazu auf alle Art, bey adelichen Herrschaften selbst mit Loslassung von der Unterthänigkeit, behülflich seyn und die hochzeitlichen Freuden durch Fürsorge und Unterstützung, auch wenn es seyn kann, durch Gegenwart fördern. Findet die Herrschaft für

gut,

gut, dem Gesinde abzurathen, und dieses läßt sich nicht abrathen, so ist freilich nichts anders zu thun, als sie hinzugeben in verkehrtem Sinn, zu thun, was nicht taugt. Aber man sage und thue, was man zu sagen und zu thun hat, öffentlich vor den Augen des Gesindes. Muß dieses befürchten, daß die Herrschaft auf alle Fälle ihre Liebschaft übel aufnehmen werde, so ist zu fürchten, daß, wenn es nun dieselbe verborgen hält und in diesem oder jenem Winkel ihre Zusammenkünfte haben, mancherley oft sehr sichtbarer Nachtheil daraus entstehen könne, den Herrschaften verschuldet haben, die nach dem bekannten, so sehr gemißbrauchten, Sprüchwort: „was ich nicht weiß, „macht mir nicht heiß,„ handelten.

Herrschaften müssen überhaupt bedenken, daß es nicht nur recht sey, dem Gesinde kein Leides zu thun, Kost und Lohn gehörig und zu rechter Zeit zu geben, sondern daß es auch billig sey, etwas zu ihrem **Vergnügen** zu thun und zu gestatten. Auch wir wünschen uns nach der Arbeit Erholung und Freude. Sie, die uns dienen, sind Menschen wie wir und wünschen es auch, und es thut einem fühlenden edlen Herzen wohl, das Vergnügen Andrer gefördert, wenigstens etwas dazu beygetragen zu haben. Da aber Menschen solches Standes gemeiniglich auf eine höchst un-

mäßige Weise sich Vergnügen verschaffen, ihr ganzes Herz mit Vernachläßigung aller Pflichten und Arbeiten zu bald dran hängen; so rathe ich allen Herrschaften, es ihnen nur sparsam zukommen zu lassen, freilich mit Rücksicht auf die Person, die man kennen lernen muß. Man kann ihnen höchstens alle 8 oder 14 Tage nur Einen Nachmittag oder etliche Stunden des Abends, durchaus keine halben oder ganzen Nächte, dazu bewilligen. Noch mit mehr Vorsicht sehe man drauf, welches Vergnügen sie genießen, denn die gemeine Menschenclasse liebt die rauschenden, Leib und Geist verderblichen Lustbarkeiten und glauben, je mehr sie getrunken, je erhitzender sie getanzt, je toller sie gelärmt, eine rechte Lust gehabt zu haben. Man lerne nur die Menschen, die um uns sind, nach ihrer Art zu denken und zu handeln kennen, und Menschen aus dieser Classe wissen sich nicht künstlich und lang zu verstellen. Sie verrathen sich nur zu leicht und bald. Sollte man ihnen nicht erlauben, ja sogar sie anzuhalten haben, zu Eltern, Anverwandten, guten Freunden und Respectspersonen zu gehen, wenn nicht besondre Fälle, die es verbieten, eintreten, worüber die gesunde Vernunft einer jeglichen Herrschaft entscheiden wird? Sollten sie nicht auch spatzieren gehen und bis zu einer bestimmten Stunde, zu der man sie unumgänglich nöthig hat, bleiben können?

Sollte

Sollte man ihnen nicht zu Zeiten einen Tanz, eine Gesellschaft, versteht sich unter guten Umständen, erlauben, selbst dann, wenn man auch dabey eine kleine Beschwerde zu übernehmen, eine geringe schickliche Arbeit für sie zu thun hätte? In dem fröhlichen Weihnachtsfest sorge man nicht blos für seine Kinder, nein, man vergesse auch seines Gesindes nicht, und mache ihm nicht zu große und uns ruinirende Geschenke, aber doch, wo möglich, eine unverhoffte Freude. Auch durch eine Kleinigkeit, nach dem Wunsch und dem Bedürfniß desselben wohl ausgewählt, auf eine nur ja nicht beschämende und verächtliche Art, sondern mit lächelnder Miene und sichtbarer Mitfreude gegeben, kann man bey Leuten der Art, die nicht viel haben und daher auch nicht viel fordern, wenigstens auf eine Zeitlang, viel bewirken. Es fällt im Hause ein Freudentag ein, die Feyer eines Geburtsfestes, ein Kindtaufen, eine Hochzeit, da müsse denn Keiner der uns Untergebenen und unserer Hausgenossen leer ausgehen. Ich dächte, unsre Freude müsse in dem Maaße größer werden, als wir andre sich freuen sehen, und wir sind Andern um so mehr Freude zu machen schuldig, mit je mehr Fleiß und Treue sie bisher das Ihre zu thun sich angelegen seyn ließen. So pflegte uns vielleicht einer unsrer Dienstboten vorzüglich gut in einer zugestoßnen Krankheit;

es ist billig, daß wir ihn nachher in guten und gesunden Tagen auch vorzüglich begünstigen, und für ihn, so er selbst krank werden sollte, vorzüglich sorgen.

Personen niedern Standes und Dienstboten sind gemeiniglich die gesündesten und stärksten; aber Krankheiten und mancherley üble Zufälle befallen sie denn doch zur Zeit auch. Ich will hier nicht dran denken, daß Herrschaften leicht das Unglück treffen kann, schwangeres Gesinde zu haben; in solchem Fall liegt ihnen nichts mehr ob, als nur ja größeres Unglück zu verhüten, und zu der Absicht die Landesverordnungen aufs genaueste zu befolgen. Herrschaften haben überhaupt die heilige Pflicht auf sich, für das Leben und Gesundheit ihrer Untergebenen aufs möglichste Sorge zu tragen, selbst dann, wenn dieselben die Krankheit, den Schaden, das Unglück sich nicht in ihrem Dienst und um ihres Dienstes Willen zugezogen haben. Viele Herrschaften sind so unfreundlich und hart, von ihrem krank gewordenen Gesinde eben den Dienst und die Arbeit zu fodern, den es in gesunden Tagen zu leisten im Stande ist, bis es endlich liegen bleibt und das Uebel ärger wird. Sie sollten vielmehr demselben sogleich und willig mit ihrer Hausapotheke, die man bey der Hand haben muß, zu Hülfe kommen, vielleicht, daß

die Krankheit noch vor dem völligen Ausbruch gehoben wird. Sollte aber das auch der Fall nicht seyn, so verstoße man sie doch nicht sogleich; sie verdienen ja itzt um so mehr, sey es, daß sie verschuldet oder unverschuldet leiden, Nachsicht und Hülfe. Man lasse den Arzt kommen, man scheue keine Kosten, man verwahre sie vor schädlichen Speisen, und behandle die Dienenden, als wenn es unsere Kinder wären; und kann eine Herrschaft gar nichts dran wenden, so hat man ja Gottlob in jeder, besonders großen, Stadt öffentliche Anstalten, wohin man solche arme Kranke bringen, oder woraus man sie verpflegen lassen kann. Freilich wird man ein Paar Gänge thun und einige Worte der Fürsprache fallen lassen müssen, sollte denn das aber für ein fühlendes gutes Herz so schwer seyn? Man bekümmere sich drum, ob und wie alles nach Vorschrift des Arztes geschehe, habe Geduld, wenn es nicht sogleich besser zu werden scheint, spreche dem Patienten Muth ein, und lasse unterdessen den Dienst desselben durch eine andre Person, so gut es geschehen kann, und so weit es unumgänglich noth ist, verrichten, und sollte auch uns und den Unsrigen selbst etwas zu thun zufallen, sollten wir auch manches, was sonst geschieht, entbehren, manches nur halbweg gethan werden, was schadet es? Wir werden die Freude haben, das durch unsere Fürsorge

gerettete Gesinde wieder zu uns kommen und hoffentlich aus Dankbarkeit uns treuer und williger dienen zu sehen. Dann schone man desselben möglichst, bis es alle seine Kräfte wieder gewonnen hat. So wie sich diese sammlen, so lasse man es auch eine Arbeit nach der andern wieder verrichten.

Wir sind alle zur Arbeit verpflichtet, weit entfernt, daß sie, zu rechter Zeit und auf die rechte Art betrieben, den Menschen schwächen sollte, stärkt sie ihn vielmehr; denn man sieht, daß Personen, die von Jugend auf arbeiten, sogar schwer arbeiten mußten, der Regel nach die gesündesten und kraftvollsten sind, und sie sich auch zu allen Verrichtungen am besten schicken. Ist nicht der geringste Dienstbote oft muntrer, gesünder und gewandter, als die vornehme Mamsell, die die schönen Morgenstunden im Bette und am Putztisch zubringt, und den lieben langen Tag mit Nichtsthun, oder, welches eben so viel ist, mit zwecklosen unnützen Beschäftigungen zubringt? Ueberdem lehrt Müßiggang viel Böses, aber wenn wir uns recht und mit Lust beschäftigen, so richten wir unsere Gedanken drauf, die von fremden Dingen, die schon sündlich sind oder es doch werden können, abgezogen werden. Dienstboten sind am meisten zur Arbeit bestimmt und verpflichtet, dazu werden sie von der Herrschaft

angenommen, und diese hat darauf zu sehen, daß jedes ihrer Leute seine ihm zukommende Arbeit habe und betreibe. Keinem schadet Faullenzen und Trägheit mehr, als der dienenden Klasse unter den Menschen, und gleichwohl gewöhnt grade diese sich am leichtesten dran. Es wäre zu wünschen, daß nie eine Herrschaft eines ihrer Dienstboten blos zur Pracht halten möchte. Diese meist junge unverheirathete Personen, ohne bestimmte Beschäftigung, ohne Aufsicht, bey guten Tagen, machen sicher schlechte Streiche. Eine gute Hausfrau, muß ihrem weiblichen Gesinde, wenn es die täglichen Geschäfte des eigentlichen Hauswesens geendiget hat, etwas zu thun zu geben wissen und drauf sehen, daß es gethan werde. Man mache dem Gesinde auf alle Art Lust zur Arbeit, z. E. daß man ihm etwa einen Theil des Gewinns zukommen lasse. Man rede zu ihm von keiner Arbeit, als sey sie gering und überflüssig, es merkt sich das, unterläßt es das nächstemal, und geht es hin, so unterbleibt es bald für immer. Also eine gute Herrschaft hält ihr Gesinde zur Arbeit an, aber wohl zu merken, zu der ihm zukommenden, nicht zu schweren und zu rechter Zeit zu verrichtenden Arbeit. Ein jeglicher, der uns dient, thue das Seine, man theile jedem seine Arbeit zu, und man sehe drauf, daß nicht eines das thue, was des andern ist, denn daraus entsteht nur

gar

gar zu leicht Zank unter dem Gesinde und Unordnung im Hause, denn es bleibt vieles ungethan, weil es immer eines vom andern erwartet. Demohngeachtet ist es, wie jeder von selbst einsehen wird, billig, daß auch ein Dienstbote dem andern bey gehaufter nicht zu bestreitender Arbeit helfe. Ich rathe sehr, dem Dienstboten, wenn man ihn miethet, genau, so viel es geschehen kann, die zu leistende Arbeit anzugeben, damit derselbe, der doch seine Kräfte und Neigung und Gewohnheit am besten kennen muß, es wohl überlege, und im Fall er nicht Lust und Beruf dazu fühlt, noch bey guter Zeit seinen Entschluß ändre. Ich würde dem zu miethenden Gesinde grade die schwersten und unangenehmsten Arbeiten am ersten nennen. Man macht unzufriedne und faule Dienstboten, wenn man sie Dinge thun läßt, welche sich für sie nicht schicken, und um derentwillen sie sich nicht bey uns befinden. z. E. wenn Handwerker ihre Lehrpurschen statt einer Köchin zum Herumschicken oder gar zu Verrichtungen in der Küche fast den ganzen Tag über gebrauchen oder sie, wenn sie sich einige Zeit bey uns befinden, Arbeiten thun läßt, von denen wir ihnen, als wir sie mietheten, absichtlich nichts merken ließen. Man muß es gern sehen, wenn diejenigen, die uns dienen, Gefühl fürs Anständige und Ehrenvolle haben; man muß es ja nicht in ihnen unter-

unterdrücken. So thöricht es ist, wenn Leute vom Mittelstande oft bey sehr geringem Vermögen zwey und mehrere Dienstboten halten, wo ein einziger füglich alles bestreiten könnte; so ungerecht ist es im Gegentheil, aus Geiz und unzeitiger Sparsamkeit nur Einen zu halten, wo zwey und mehrere nöthig wären, die schwere Arbeit zu verrichten. Oft soll ein schwaches Frauenzimmer die Arbeit eines Hausknechts, ein kleines minderjähriges Mädchen die Arbeit einer starken ausgewachsenen Weibsperson thun, das ist hart und man ist für den daraus entstehenden Schaden verantwortlich. Kann man ihnen nicht leicht an der Gesundheit Schaden thun, sie in Krankheit und ins Unglück stürzen, das Leben verkürzen? Werden sie nicht, wenn sie dann vielleicht auf ihre Lebenszeit hülflos und unglücklich sind, über uns das Wehe ausrufen? Gott behüte! Man lasse lieber etwas ungethan oder wende etwas dran, daß es von Andern gethan werde, als daß wir jemanden Schaden zuzufügen befürchten müßten. Es schändet auch nicht, wenn wir im Nothfall, aus Menschenliebe bewogen, selbst einmal Hand anlegen. Man lasse auch des Arbeitens Maas und Ziel seyn. Muß nicht in vielen Häusern das Gesinde an Sonn- und Fest- wie an Wochentagen von der Morgendämmerung an bis tief in die Nacht hinein, vielleicht unter Schelten und Poltern

der

der Herrschaft die schwersten oft ekelhaftesten Arbeiten, obendrein noch bey kärglicher Kost und wenigem Lohn, verrichten? Wird es nicht oft dreimal bey Sturm und Regen fortgeschickt, wo es nur einmal bey Sonnenschein gehen dürfte? Ja es ist mir bekannt, daß die Herrschaft dem Gesinde, um sich ihm nur recht wichtig und ihr Ansehen recht geltend zu machen, absichtlich in der Küche etwas verdarb, um ihm nur der drückenden Arbeit mehr zu machen, oder aus bloßem Eigensinn das Wasser aus einer weit entlegenen Straße holen ließ, welches doch beym nächsten Nachbar eben so gut zu haben war. Diese Herrschaft klagt nun über das schlechte, sich täglich verschlimmernde, Gesinde. Pfuy der schlechten Herrschaft, wäre diese besser, gewiß das Gesinde würde dann auch besser seyn. Soll denn das Gesinde keine Stunde für sich behalten? Soll es in der Nacht aufsitzen, um sich seine Kleidungsstücke zu verfertigen und auszubessern? Das ist doch offenbar unrecht. Nie müsse die Herrschaft ihr Gesinde als Menschen andrer Art, vielmehr als Freunde betrachten, die nicht so glücklich als sie sind, die man aber nicht noch unglücklicher machen müsse, um so weniger, als sie ohne ihre Schuld in dieser Niedrigkeit sich befinden. Man suche ihnen ihren Zustand zu erleichtern, das ist höchst billig. Es wird nach dem bekannten Sprüchwort den

Kin=

Kindern nicht an der Wiege gesungen, was sie einst für ein Schicksal haben werden. Jeder Stand, der ehrliche und nützliche Geschäfte treibt, ist von Gott, auch der dienende. Hätten wir kein Gesinde, so müßten wir viele saure Arbeit und viel Ungemach übernehmen, unsre anderweitigen Geschäfte versäumen, und doch viel Bequemlichkeit entbehren. Es ist wahr, sie bekommen dafür Speise und Lohn; aber frage sich doch jede Herrschaft, ob sie um diesen Preis andern dienen möchte? Das Gesinde ist also für seine Dienste nicht genug belohnt, und man ist ihm noch einen Ersatz schuldig, kann man es leichter thun, als durch Freundlichkeit, Sanftmuth und Schonung? Uns kostet es nichts, und doch wird es vom Gesinde hoch angerechnet, indessen im Gegentheil ein rauhes stolzes Betragen mehr verlieren als gewinnen läßt. Haben wir nicht Beispiele, daß Bediente für ihre Herren das Leben gewagt haben? Das müssen doch wohl gute Herren gewesen seyn, und sie bildeten auch gute Dienstboten. Also jede Herrschaft behandle ihr Gesinde freundlich und gefällig, doch so, daß diese Freundlichkeit ja nicht in eine unschickliche oder gar entehrende Vertraulichkeit ausarte.

Man behandle sein Gesinde vernünftig und betrage sich immer mit einer

gewissen Würde gegen dasselbe, so wette ich darauf, daß man selbst einem verdorbenen Gesinde einigermaßen nach und nach beikommen werde. So wenig es Eltern giebt, die nicht zuweilen auf ihre Kinder zürnen müßten, eben so wenig wird es eine Herrschaft geben, die immer mit ihrem Gesinde zufrieden seyn könnte; aber die meisten Herrschaften zeigen sich ihrem Gesinde zu veränderlich, bald zu freundlich und zu gütig, bald wieder zu hart und tyrannisch. Sie geben Blößen, die zu ihrem eignen Schaden zu nützen das Gesinde meist nur zu gut versteht, um so mehr, wenn es sich schon einige Zeit im Hause befindet. Man sey, so viel es seyn kann, gegen jedermann und so auch gegen sein Gesinde immer derselbe. Nie müsse dieses das Spiel unsrer Laune seyn. Was geht diesem die Verdrießlichkeit an, die wir etwa außer dem Hause gehabt haben? Warum soll dieses, was Andre verschuldet haben, entgelten? Ist es rühmlich, seinen Zorn an Schwachen und Wehrlosen auszulassen? Mit goldnen Buchstaben schreibe jeder die herrlichen Worte Sirachs (c. 4, 35.) vors Auge hin: „Sey nicht ein Löwe in deinem Hause, „und nicht ein Wüthrich gegen dein Gesinde„ und warlich das ist mancher Hausvater. Frau und Kinder erschrecken über seine Ankunft, die Dienstboten und Arbeiter zittern. Wie schrecklich geberdet sich manche Frau im Hause, die

außer demselben die Sanftmuth selbst zu seyn scheint. Je heftiger sie poltert, die fürchterlichsten Flüche ausstößt, die größte Fertigkeit im Schimpfen zeigt, das Gesinde schlägt und es auf die empfindlichste Weise zu quälen weis, um so mehr bildet sich die Närrin ein, eine recht ausstudierte gute Wirthin zu seyn, und hält alle andre ihres Geschlechts, die mit der demselben so schön kleidenden Sanftmuth geziert sind, für Dummköpfe, die sich alles gefallen ließen. Aber sie hat ihren Lohn dahin. In der ganzen Stadt ist sie unter dem Ehrentitel eines Hausteufels, bey dem nicht auszuhalten sey, bekannt, man redet auf dem Markt von ihrem strengen Regiment, warnt jeden, der Miene zeigt zu ihr zu ziehen, und sie bekommt natürlich schlechtes Gesinde, welches nirgends mehr unterkommen kann. Da vergeht kein Tag, der nicht zum Aerger oder zur Belustigung der Nachbarn mit Zank und Prügeln gefeyert werden sollte, und die Polizeybedienten haben immer etwas bey ihr zu thun. Ehe man sichs versieht, lauft ihr das Gesinde davon, und in einem Vierteljahr suchen auf diese Art drey und mehrere wo möglich noch mit heiler Haut davon zu kommen. Armer Mann, was kannst du thun? Du entbehrst das edelste Gut des Lebens, häusliche Ruhe und häusliches Glück. Du suchst beides außerhalb, verabsäumst dein Amt, die Erziehung deiner

Kinder, wirst leichtsinnig, häufst Schulden, veruntreuest die Casse und bist ohne Rettung verloren. Ich darf nicht fürchten, das Bild einer bösen Hausfrau mit zu lebhaften Farben aufgetragen zu haben, nein, nein, die tägliche Erfahrung stellt es uns so dar. Auch das beste und geduldigste Gesinde kann in einem solchen Hause und bey einer solchen Behandlung nicht aushalten, denn wer vermag da zu bleiben, wo er nur ausgescholten und gemishandelt wird. Nichts läßt sich weniger ertragen als offenbares Unrecht. Dienstboten, die hart behandelt werden, pflegen sich oft dadurch gleichsam schadlos zu halten, daß sie ihre Mitdienenden, die sie unter sich haben, wieder hart behandeln. Die Art, wie das Gesinde, das sich ein Vergehen hat zu Schulden kommen lassen, besonders auf dem Lande abgestraft wird, ist oft schrecklich. Man legt es oft recht darauf an, mit einer solchen Person, wenn ihr der Knecht, der ihr die Schläge zutheilt, nicht wohl will, es recht arg zu machen und die schwere Krankheit oder eine lebenslängliche Schwäche ist die traurige Folge davon. Es ist schon für jede Herrschaft erniedrigend, dem Gesinde jeden Augenblick Schimpftitel zu geben, und ekelhafte Beinamen, die von dem Herkommen, dem Ort der Geburt, den etwanigen Leibesgebrechen oder auch von der Religion des Dienenden entlehnt sind, sogleich in

Bereitschaft zu haben. So wird z. E. eine Weibsperson, die aus dem Judenthum zum Christenthum übergetreten ist, gemeiniglich bey jeder Gelegenheit nicht nur von der Herrschaft selbst, sondern auch von den Gesellen, den Lehrlingen oder andern Hausgenossen, denen man das von Seiten jener nachsieht, das Judenmensch genennt, und das geschieht bey christlichen Herrschaften, die sich auf ihr, freilich nur äußeres Christenthum viel einbilden und nicht bedenken, daß sie grade einem solchen Dienstboten mit vorzüglichem Beispiel vorzugehen und ihn auf eine vorzüglich glimpfliche Art zu behandeln verpflichtet sind, damit um Gotteswillen nicht durch ihre Schuld Leichtsinn und Untreue, des sich nach der häufigen Klage die meisten Proselyten schuldig machen sollen, gefördert werde.

Wie es nun diese Herrschaften durch eine harte, menschenfeindliche und kränkende Behandlung ihres Gesindes versehen; so machen sich nun auch wieder viele Herrschaften des entgegengesetzten Fehlers einer gar zu gefälligen und für sie selbst erniedrigenden Behandlung des Gesindes schuldig, und das hat auch viele schlimme Folgen. Kein Herr würdige seine Köchin oder Haushälterin, und sey sie nach seinem Dafürhalten noch so klug, schön und für ihn besorgt, eines vertrauten ehelichen

Umgangs, er wird zeitig genug seine Uebereilung bereuen müssen, sie wird verschwenden, ihn beherrschen, ihm trotzen, und wehe ihm, wenn er nun ändern will, er erzieht sich an ihr eine Schlange im Busen, eine arge Feindin, die dann nichts unversucht lassen wird, um mit vollem Beutel aus dem Hause zu gehen, und, seiner noch spottend, alles was geschehen ist und zehnmal mehr unter die Leute zu bringen. Kommt ihm gar der unglückliche Gedanke in die Seele, sie zu heirathen, so geht es ihm gewis, wie manchem Ehemann, der vorher kostete. Sie, die nun ihre Absicht erreicht hat, zeigt sich in ihrer wahren Gestalt, und er hat auf seine Lebenszeit, wenn ihn Gott nicht noch zeitig von der bösen Ehehälfte erlöset, Zufriedenheit, Freude und Wohlstand verloren. Jede Frau sey mit ihrem Manne, er handle mehr oder weniger ihren Wünschen gemäß, zufrieden, und lasse sich nicht zum vertrauten Umgang mit dem jungen hübschen Bedienten herunter. Er wird bald so unartig werden, ihren Befehlen nicht zu gehorchen und sich allerley Freiheiten zu erlauben, und im Hauswesen, wenn die, die es betreiben soll, Ansehen und Achtung verloren hat, geht gewis alles drunter und drüber. Kein Mädchen mache die Köchin zu ihrer Vertrauten, zur Abträgerin ihrer Billets und zur Bestellerin ihrer Rendezvous. Das sind die Leute

nicht,

nicht, die Geheimnisse bewahren können, denen man sich also auf keine Weise blos geben muß. Sie werden meist unsre Offenherzigkeit und Vertraulichkeit übel brauchen. Man muß sie immer in einer gewissen Entfernung von sich halten, ihnen nicht zu viel einräumen, nicht zu viel geben, zu freundlich gegen sie seyn, mit ihnen schäckern oder, wie es wohl geschieht, aus Scherz zum Zeitvertreib sich mit ihnen balgen, und man kann doch bey dem allen den Verdacht eines dummen Stolzes vermeiden. Es läßt sich nicht erwarten, daß Menschen von der Kenntniß und der Erziehung Zeit und Umstände immer genau zu unterscheiden wüßten. Sie verrathen das nur zu bald in Worten und Betragen, was unter vier Augen geschehen ist, und bilden sich auf die erhaltenen Vorzüge zu viel ein. Man lasse sie von geheimen Sachen und Vorfällen z. E. von unserm Vermögenszustand, nicht das Geringste wissen. Man klage nicht gegen sie über Mann oder Frau oder Kinder oder Nachbar, sie sagen es wieder, nicht aus Bosheit oder aus eigentlicher Falschheit, sondern aus Unüberlegtheit und um sich dem andern Theil gleichfalls gefällig zu machen. Man forsche eben so wenig bey ihnen nach Hausneuigkeiten, woraus Klatschereyen, Händel und Processe leichtlich entstehen, höre sie nicht an, wenn sie was zutragen wollen. Man frage auch nicht nach ih-

ren Geheimnissen, und es ist geradehin unter der Würde der Hausfrau, in keiner andern Absicht als aus Neugier, den Schranken oder Kasten des Dienstboten in dessen Abwesenheit zu durchsuchen. Man sey gegen seine Untergebenen freundlich, doch immer mit Anstand und Würde. Man antworte bestimmt und ohne Widerwillen, auch wenn sie nicht immer klug fragen. Man zeige Zufriedenheit und Beifall bey ihrem Fleiß und ihrer gut gethanen Arbeit. Ein Wort des Lobes zur rechten Zeit geredet, kann viel thun. Selbst Verweise gebe man, besonders beym ersten Versehen, zwar mit ernster Miene, aber ohne aufbrausende Hitze und Wildheit; es wird auf alle Fälle mehr wirken, als das ewige Schelten und Lärmen. Daher kommt es auch, daß gemeiniglich Ein Wort des Hausherrn, der selten aber mit Nachdruck redet, mehr fruchtet, als tausend Worte der Hausfrau, die immer redet, und oft sogleich nicht weis, was sie geredet hat, sich augenblicklich widerspricht, und ihren Vorsatz mehrmalen in Einer Stunde ändert. Man ziehe keinen seiner Untergebenen dem andern vor, am wenigsten denjenigen, welcher, um sich einzuschmeicheln, den andern zu verklatschen sucht, dieser ist der Regel nach der schlechteste. Wir müssen nie aus Vorliebe und vorgefaßter Meinung, sondern nach Gerechtigkeit und Billigkeit urtheilen

len und handeln. Jede Person sey uns lieb, die das Ihrige thut, und sie sey uns um so lieber, je williger und besser sie es thut. Entstehen Streitigkeiten unter unsern Dienstboten, so mische man sich nicht sogleich ohne die höchste Noth in dieselben; es ist zu erwarten, daß sie, sobald sie sich zankten, auch eben so bald sich wieder vereinigen werden. Muß man schlichten und wird man dazu aufgefodert, so thue man es mit Ernst und Unpartheylichkeit, ohne selbst in Hitze zu gerathen. Stehen wir in Ansehen, so stiften wir vielleicht für lange Zeit Ruhe. Auch den Anverwandten unsrer Hausgenossen erweise man Zuneigung und Freundlichkeit, und sehe nicht sauer, wenn sie von denselben besucht werden, denn es läßt sich erwarten, daß diejenigen, die gute Kinder sind und ihre Eltern und Anverwandten lieben, auch gute Dienstboten seyn werden, die ihre Herrschaften als ihre andere Eltern ansehen und lieben. Man nehme an der Freude Theil, die sie haben, ihre Anverwandten, weil sie etwas entfernt leben, einmal sehen und sprechen zu können, man verderbe ihnen diese edle und rechtmäßige Freude nicht nur nicht, sondern vermehre sie vielmehr, indem man dieselben gut aufnimmt und ihnen Zeit läßt, sich mit ihnen zu unterhalten. Das Gesinde wird durch dieselben, je mehr sie diese gute Aufnahme zu schätzen wissen, zu einem guten

Verhalten gegen eine so gütige Herrschaft aufgefodert werden. Nur in dem Fall, daß sich von dem Besuch des Vaters oder der Mutter oder eines des Geschwisters nichts gutes für unser Gesinde oder gewisser Schaden für unsre Haushaltung erwarten läßt, sieht man sich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, ihre Besuche einzuschränken oder wohl gar zu verbieten. Wenigstens wird eine kluge und ordentliche Hausfrau, die sich um alles bekümmert und von allem, was sie hat und wo es sich befindet, wohl unterrichtet ist, leicht ihr Eigenthum übersehen und bald, was etwa abhanden gekommen seyn möchte, wahrnehmen können. In diesem Fall wird es das beste seyn, ein untreues und diebisches Gesinde, das aus falsch verstandener Kindesliebe weggiebt, was ihr nicht gehört, so wie überhaupt jedes Gesinde, das ungehorsam ist und sich nicht behandeln läßt, ohne durch Zorn sich zu versündigen oder durch Aergerniß sich zu schaden, also bey guter Zeit, wenn die erste Warnung nichts gefruchtet hat, aus dem Hause zu schaffen; denn die Bösen dauren nicht lange bey den Guten.

Sonst ist außer diesen und ähnlichen Fällen, wo man viel Aergerniß und Schaden und doch wenig Hoffnung zur Besserung haben kann, die öftere Veränderung der Dienstboten,

boten, um gute zu bekommen, nicht anzurathen. Man bekommt sie gewöhnlich schlechter und fehlerhafter wieder, als die waren, die man von sich ziehen ließ. Je länger ein Dienstbote um uns ist, so ist zu erwarten, daß er, besonders wenn er in frühen Lebensjahren zu uns kam, nicht nur unsre ganze Art zu denken und zu handeln kennen lernt, sondern sie unvermerkt sogar zu der seinigen macht. Ich weis wohl, daß man sagt, Dienstboten, die lang im Hause sind und gewöhnlich die guten Tage nicht lange ertragen können, werden grob, faul, gebieterisch u. s. w., und dann sey das beste, sie fortzuschaffen; aber in den meisten Fällen möchte doch auch die Schuld an den Herrschaften liegen, die sich verändern und ihr Gesinde nicht immer gleich in den Gränzen der Pflicht zu erhalten wissen. Der Dienstbote, der erst aufzieht, ist immer noch in Gedanken im vorigen Hause, noch ist ihm alles fremd und ungewohnt, es will ihm, auch wenn er gut behandelt wird, doch nicht gefallen, und wenn er auch dieses Haus bald wieder zu verlassen wünschen oder fürchten muß, so ist es natürlich, daß er kein Interesse für die Familie zeigt und ohne Lust und Drang die ihm zustehenden Geschäfte halbweg betreibt. Ganz anders verhält es sich mit dem Dienstboten, der Jahre hindurch bey uns ist, bey uns und von uns viel Gutes genossen, unsre

Leiden und Freuden sah, und an allen unsern Schicksalen, weil sie auf die seinigen nicht ohne Einfluß waren, Antheil nahm; ihm ist es der schrecklichste Gedanke geworden, unser Haus und uns verlassen zu müssen. Haben wir es so weit gebracht, so sind wir mit unserm Gesinde wohl dran, es wird uns treu dienen und hoffentlich in der Noth, wo gute Dienstboten wie gute Freunde bewährt erfunden werden, thätigst beistehen. Solchen bewährten Dienstboten kann man oft die wichtigsten Geschäfte, wie Abraham seinem Elieser (1 Mos. 24, 1 ff.), anvertrauen, in der Ueberzeugung, daß sie es mit eben dem Eifer und mit eben der Uneigennützigkeit, als wenn es ihre eigne Sache wäre, ausrichten werden. Eine solche in unserm Dienst bey treuer Pflichterfüllung grau gewordene Person, die sich um unser Haus, z. E. um die Erziehung und Pflege unsrer Kinder sogar verdient gemacht hat, ist ehren- und belohnungswerth. Man verstoße sie nicht, auch wenn sie uns nicht mehr nützen kann, man habe Geduld mit ihrer Schwachheit, und zeige auch öffentlich Achtung und Dankbarkeit gegen sie, daß man sie anständig und ehrenvoll zu Grabe bestatten läßt, auch wohl selbst mit den Seinen der Leiche folgt. Dies würde zugleich für andre, besonders angehende, Dienstboten eine gute Ermunterung zu gleicher Treu und Pflichterfüllung werden können.

Woher

Woher kommt es aber wohl, daß die meisten Herrschaften so oft mit dem Gesinde wechseln, da man doch weis, sie sind keinesweges unter die schlimmen Herrschaften zu zählen, und auch der Dienstbote, den sie so bald von sich ließen, war, so weit man es fordern kann, gut. Ich setze absichtlich hinzu: so weit man es fordern kann, denn eben darin liegt die Ursach, daß Herrschaften oft, ehe man sichs versieht, neues Gesinde haben, sie fordern zu viel, ihr Gesinde soll fast ohne alle Fehler grade nach dem Bilde geformt seyn, daß sie sich von einem guten Gesinde entwerfen, es soll sich in alle ihre Launen zu finden wissen, immer ihrem Eigensinn gemäß handeln und so klug und für sie so eingenommen seyn, daß es ihnen schon auf dem Gesicht die Wünsche des Herzens lesen soll. Da heißt es immer: „so würde ich es machen.„ Der Dienstbote würde es auch so machen, wenn er die Jahre des Herren oder der Frau und mit denselben ihr gesetztes Wesen, ihre Kenntniß und Erfahrung hätte. Herr und Frau handelten in den Jahren ihres Dienstboten wahrscheinlich nicht überlegter und besser. Ist einmal das Essen etwas angebrannt, zu stark gesalzen, nicht ganz schmackhaft gerathen, so wird eine auch sonst gute und sorgsame Köchin, die sich dergleichen sehr selten zu Schulden kommen läßt, bey einem so kleinen Versehen, das leicht geschehen

kann,

kann, so behandelt, so ausgeschimpft, 'es ihr so lang nachgetragen, als ob sie den schlechtesten Streich begangen hätte. Die Frau muß selbst nachsehen, oder, wenn sie es nicht kann und mag, eine Weibsperson, auf die sie sich mehr verlassen kann, für einen höhern Preis miethen. Am unzufriedensten mit dem Gesinde sind gemeiniglich die Herrschaften, die Kinder haben. Der ausschweifende Sohn des Hauses geht dem unschuldigen blühenden Dienstmädchen auf allen Schritten nach, und wenn sie ihm nicht Gehör giebt, ist er wohl boshaft genug, sie bey den Eltern, die, ins Söhnchen vergafft, ihm alles glauben, zu verkleinern und alles zu thun, um sie nur bald aus dem Hause, und eine andre, vielleicht ihm willfährigere, wieder in dasselbe zu bringen. Sind es kleine Kinder, die der Wartung und Pflege noch ganz bedürfen, so sind Herrschaften wirklich oft unvernünftig genug, von einer Person, die selbst kaum über die Kinderjahre hinaus ist, auf alle Fälle zu viel zu fordern. Sie glauben, wenn sie ein Wartemädchen ihrer Kinder haben, so dürften sie nun selbst wenig oder gar nicht auf sie Acht haben. Was ihnen für ihre eigne Kinder zu thun zu lästig ist, soll das arme kleine unwissende Geschöpf, das, vielleicht seiner Eltern beraubt, alles Mitleid und alle Fürsorge verdient, immer und aufs beste thun, z. E. beym Kinde stets bleiben,

auf jede Kleinigkeit merken, ihm wohl gar gute Kenntnisse und Sitten, die es beides doch selbst nicht hat, beibringen, das Kind oft halbe Meilen weit in großer Hitze tragen, und dafür wird ihm, weil man meint, es müsse sich noch alles gefallen lassen, geringes Lohn, schlechte Kost, Schimpfworte, Stöße und Schläge genug zu Theil. Es ist wahr, das Mädchen, der Knabe ist faselicht, unachtsam, vergeßlich u. s. w., aber läßt sichs bey dem Alter, bey der gehabten Erziehung anders erwarten? Kann man solche Personen auf dem Wege der Härte bilden und bessern? Dazu kommt noch, daß man dem Kinde, welches das Dienstmädchen wartet, auch wohl dem Schwarm der übrigen aus übergroßer Zärtlichkeit alles gestattet, auch wohl durch den übel angebrachten Scherz: „Schlag die Liese, hau tüchtig zu!„ zu Schlägen auffodert, daß also bey einer solchen Behandlung mehr als menschliche Geduld dazu gehört, wenn ein Dienstbote lang aushalten soll. Oft ist die Herrschaft ein alter eigensinniger Mann, eine alte verdrießliche halb sinnlose Frau, welche die Freuden des Lebens ehedem bis zum Ekel genossen, nun für alles Vergnügen abgestumpft sind, oder welche nach ihren einseitigen Vorstellungen nie an Umgang und Vergnügen Geschmack gefunden haben. Nun sitzen sie, mürrisch über die böse Welt klagend, zwischen ihren vier Wänden da,

singen ein Lied nach dem andern, lesen die längsten Predigten, und wollen, daß ihr Dienstbote nur wie sie durch die Fensterscheiben den Nachbar aussehe, wie sie beym schönsten Sonnenschein in einem Winkel der düstern Stube sitze, wie sie, wenn noch die Sonne am Himmel stehet, schlafen gehe. Das kann man aber, ohne unbillig zu seyn, von jungen, gesunden, meist ganz sinnlich handelnden Leuten nicht fordern, denen ist freilich manches wünschenswerth und angenehm, was es ihren Herrschaften wenigstens itzt nicht mehr ist. Man muß der menschlichen Schwachheit eingedenk bleiben. Was hilft die ewige Klage über die Unarten des Gesindes, die man von redseligen Frauen oft zu einer Zeit und an einem Ort, wo sie nicht hingehört, hören muß. Möchten doch diese bedenken, daß sie, als sie ehedem dienten, grade dieselben Fehler an sich hatten, oder sich auf manche andre, vielleicht noch schlimmere Art vergingen, so sehr sie auch immer die vorige Zeit und das damalige Gesinde und sich selbst zu loben pflegen, worüber aber ihre Dienstboten nur lachen, und auf die Art gesagt nicht darauf achten. Haben sie nicht noch ihre große Fehler? Wird nicht so manche Unart des Gesindes grade durch das ungeziemende Betragen gegen dasselbe veranlaßt, geweckt, unterhalten? Würde nicht mancher Dienstbote für sich besser, fleißiger und acht-

samer seyn, wenn Herr und Frau das Ganze des Hauswesens besser zu regieren wüßten. Der Herr hat wirklich viele Berufsgeschäfte, oder ist zu träge und gleichgültig, als daß er das Allgemeine seiner häuslichen Verfassung, wie es ihm doch und in so weit als Hausherrn zustehet, auch nur Eines Blicks würdigen sollte. Jede Kleinigkeit im Hauswesen zu besorgen, steht ihm freilich nicht zu, wenn er nicht kleinlich und weibisch handeln und dem Gesinde sich oft lächerlich machen will. Es verräth auch Mistrauen gegen die Frau, deren Sache es doch zunächst und vorzüglich ist. Wenn nun Herr und Frau in Uneinigkeit leben, es ihnen außer dem Hause besser als im Hause gefällt, jede angebotene Lustparthie annehmen, und häusliche Geschäfte nebst allem, was sich im Hause befindet, selbst das Kostbarste, was sie haben, ihre Kinder dem Gesinde überlassen, welches sie gemeiniglich für besser halten, als es wirklich ist, weil es die Kunst der Verstellung zu üben und sich einzuschmeicheln weis, was kann da herauskommen? Die Unordnung reißt gewaltig ein, das Gesinde weis auf Schaden der Herrschaft seinen Nutzen zu fördern, in und außer dem Hause wird viel Geld verthan, man macht Schulden, die man nie bezahlen kann, und geht zu Grunde. Es läßt sich von den Dienstboten, die gemeiniglich den Kopf mit ihren Angelegenheiten voll haben, nicht

leicht erwarten, daß sie auf alles im Hause so Acht haben würden, als sey der Schaden, der durch Vernachläßigung daraus entsteht, der ihrige. Achten diejenigen, die den Schaden tragen müssen, die Herrschaft selbst, nicht drauf, was hat denn das Gesinde für Aufmunterung darauf zu achten? Wenn man glauben kann, als ob der Gedanke an reine Pflichterfüllung, die als Princip unsrer Handlungen itzt so sehr mit Recht empfohlen wird, auch bey der gemeinen Menschenklasse viel vermögen könne, muß man sie warlich nicht kennen. Solche Menschen haben oft die herrlichste Anlage zur Tugend, zeigen hervorstechende Liebe zum Guten; aber sie muß in ihnen mit Klugheit geweckt und mit Sorgsamkeit genährt werden. Daß sie oft unrecht thun, davon ist der Grund höchst selten in einem bösen Herzen, als in tausend Fällen in Unwissenheit, Uebereilung und Aberglauben zu suchen. Das Gesinde vernachlässiget gern die Pflege der Hausthiere, sie vergessen oft ihnen Futter zu reichen. Wie nöthig ist es daher, daß die Hausfrau nachsehe. Das Gesinde ist oft grausam gegen die Thiere, schlägt sie bey einem vermeinten Versehen halb todt, schlachtet sie nur halb ab, alles, weil sichs solche Leute nicht denken, daß das dem Thiere auch schmerze, und sie nicht meinen, Pflichten auch gegen die Thiere zu haben. Da muß eine kluge Herrschaft vernünftig und deutlich be-

belehren, und alle fernere Mishandlung derselben ernstlich verbieten. Das Gesinde ist gar sehr geneigt, unter andern mit Licht und Feuer unvorsichtig umzugehen, nur die Furcht vor der Herrschaft, von der sie wissen, daß sie darauf achtet, lehrt sie einen vorsichtigen Gebrauch. Man belaure sie daher, und bestrafe sie das erstemal mit Worten alles Ernstes und mit der Drohung, daß sie, sobald sie sich wieder betreffen ließen, aus dem Hause müßten, welches denn auch um des fürchterlichen Schadens willen, der so bald und leicht daraus entstehen kann, billig geschehen muß. Ein solches Beispiel an Einem der Dienstboten statuirt, wirkt ungemein viel an den übrigen. Jede Herrschaft thut wohl dran, wenn sie, so weit es geschehen kann, überall selbst zugegen ist, die Augen überall hinwirft, und nicht blos dem meist einseitigen, oft ganz falschen Bericht des Dienstboten glaubt. Unser Gesinde muß nie sicher vor uns seyn, daß wir es nicht unvermuthet beschleichen könnten, noch viel weniger in der für dasselbe äußerst verderblichen Meinung stehen, wir würden es, auch wenn wir es sehn oder wissen sollten, nicht achten. Man muß gütig und Fehler zu übersehen geneigt seyn, aber nur ja nicht in der Art, daß unsre Untergebenen, wie es gewöhnlich so bald geschieht, unsre Güte zum Freibrief für alle Unarten und Bosheiten misbrauchen. Es ist

nicht genug, daß Herrschaften ihr Gesinde gut zu bekommen wünschen, sie müssen dasselbe auch, so weit es von ihnen geschehen kann, immer besser zu machen, zu bilden suchen.

Jede Herrschaft vertritt die Stelle der Eltern bey ihren Dienstboten und Untergebenen. Wenn Eltern, wenn arme Eltern ihre Kinder in Dienst schicken, so übertragen sie vielleicht, wie billig, in Worten oder doch wenigstens stillschweigend, einen großen Theil ihrer elterlichen Rechte denjenigen Personen, in dessen Dienst sie treten, und jede gute Herrschaft ist verpflichtet, für ihren Dienstboten, als ob es ihr Kind wäre, zu sorgen, besonders wenn er noch sehr jung und ihr Dienst sein erstes ist, und sie auch wohl finden, daß ihre Fürsorge nicht vergeblich angewandt seyn werde. Einer guten geschickten Hausfrau wird es lieb seyn, ein lernbegieriges Dienstmädchen gefunden zu haben, und sie wird keine Mühe scheuen, dieselbe in der Zubereitung der Speisen und in allen häuslichen und weiblichen Arbeiten zu unterrichten. Eine gute Herrschaft, die wirklich die Absicht hat, ihre Hausgenossen zu bilden, muß es zu dieser Absicht nicht blos beym Vorpredigen bewenden lassen, damit ist gewöhnlich, wie die Erfahrung lehrt, wenig gethan. Es geht nach dem bekannten Sprüchwort zu Einem Ohr hinein, zum andern wieder heraus, und nun hört man die trostlose Klage der Herrschaft: „Das Ge-

„sinde

„ſinde will doch gar nicht mehr folgen, man „ermahnt und redet, man iſt gut und böſe, „und doch will alles nicht helfen.„ Ja man fängt es ſo an, daß bey einem vielleicht ſchon verſtocktem Geſinde wenig zu erwarten ſteht, oder das übrige Betragen gegen daſſelbe macht alle noch ſo gute Ermahnungen in den Wind geredet. Man rede zur rechten Zeit und ſo, daß das Geſinde ſehe, man meine es wahrhaft mit ihm gut, nicht in Anwandlung böſer Laune, die man an niemanden beſſer als am Geſinde auszulaſſen weis, nicht aus Gewohnheit, immer reden und tadeln zu müſſen, vielleicht als traurige Wirkung einer verſtimmten Seele, eines ſiechen Körpers; man rede liebreich, und doch mit Ernſt und nie ſo, daß man das Geſinde proſtituire und lächerlich mache, das erbittert gewis und beſſert nicht. Das Geſinde wird nun vielmehr boshaft und wird es wohl gar drauf anlegen, der Herrſchaft, die es als ihm abgeneigt und wohl gar als ſeine Feinde anſieht, manches, beſonders wenn es wegzieht, wie es ſich ausdrückt, zum Poſſen zu thun und Aergerniß zu verurſachen, auch wenn es ſelbſt darunter leiden ſollte. Man muß nur ſolche Menſchen nehmen, wie ſie ſind, nicht wie ſie ſeyn ſollten. Das ſo wichtige Geſchäft der Beſſerung und Bildung der Unſrigen muß im Stillen, unvermerkt, unübereilt und nach und nach geſchehen. Man muß dieſelben

genau kennen lernen nach dem Maas ihrer Kenntnisse, ihrer Art zu denken und zu handeln, nach ihren Lieblingsneigungen, Fehlern und Tugenden. Man bemerke sein Gesinde, wenn es nicht bemerkt zu werden glaubt, seine Handlungen, seine Gänge, sein Gespräch. Viele Herrschaften sagen: „was geht es mich „an, wo meine Leute hingehen, oder was sie „außer der Dienstzeit vornehmen, oder mit wem „sie Umgang haben, wenn sie nur ihren Dienst „gehörig beobachten und zur rechten Zeit „da sind.„ Solche Herrschaften aber kennen ihre Pflicht nicht genau und haben wenig Lust, sie gewissenhaft auszuüben. Wenn aber Herr und Frau selbst oft verbotene Wege gehn, und nicht gern sehen, daß man sie beobachte, so kann man es von Gesellen, Lehrlingen, Bedienten und Köchinnen um so mehr erwarten. Auch was Dienstboten außer dem, was zum eigentlichen Dienst gehört, thun, auch was sie aus ihrem Beutel zu bestreiten haben, wohin sie gehen, mit wem sie Freundschaft unterhalten, ist, wenn man nur dabey das erniedrigende Spioniren, welches meist nur aus unzeitiger Neugier geschieht, zu meiden weis, unsrer Aufmerksamkeit wohl werth, denn es sind nur gar zu oft Dinge, wodurch die Moralität der dienenden Volksklasse merklich verdorben wird, und die also einen sichtbaren Einfluß auf die Art ihrer Dienstleistung haben müssen.

müssen. Ich rechne dahin zuerst die mit unglaublicher Gewalt das Gefühl des Guten zerstörende Spielsucht. Bedienten, welche diese unselige Beschäftigung so oft von ihren Herren erlernt haben, verschwenden, außer der kostbaren Zeit, ihre Einnahme, die ohnedem kaum zureicht, sich und eine vielleicht zahlreiche Familie nothdürftig zu ernähren, und sinnen nun auf Ränke, sich dieses ihnen einmal unentbehrliche Vergnügen auf Kosten der Herrschaft zu verschaffen. Auch sind solche Spielörter oft zugleich Saufgelage, und versoffene Hausgenossen sind gar nicht zu dulden. Das weibliche Gesinde ist der Lotterie mehr ergeben. Da soll diese und jene so und so viel gewonnen haben, ohne zu fragen, wie ungleich mehr sie erst verloren hat; da glaubt man das Wenige, das man drauf verwendet, leicht entbehren zu können, und bey solchen und ähnlichen Vorstellungen hält man sich hin und bereitet sein Verderben. Selbst der Gewinn macht Menschen vom gemeinen Schlage übermüthig, stolz, verschwenderisch; noch viel größern Schaden richtet der Verlust an, sie werden übellaunigt, treiben nun ihre Geschäfte nachlässig, und suchen ihm auf ungerechten Wegen beizukommen. Was soll man dazu sagen, wenn unsre Dienenden das Schauspielhaus und wohl oft besuchen? Ich gebe es gern zu, daß gute Comödien, als man sie heut zu Tage aufführt,

wohl etwas beytragen können, das Laster has-
sen, die Tugend schätzen zu lernen; aber die
Frage ist nur, ob sie das auch bey solchen
Leuten zu bewirken im Stande seyn möge, die
für feinere moralische Bemerkungen keinen
Sinn haben, nur bey dem Aeußern stehen
bleiben, und sich dran ergötzen, wenn es viel
zu lachen giebt, wenn viel Spaß und viel Liebe-
leyen vorkommen. Es sollte ferner scheinen, als
könne es der Herrschaft ganz gleichgültig seyn,
ob die Bewohner der Bedientenstube lesen und
was sie lesen. Sey es die schöne Melusine,
Tausend und eine Nacht, Werthers Leiden
oder irgend einer der neuern Romane und Rit-
tergeschichten, deren Namen Legion heißt, und
die man auf allen Tischen, selbst Küchentischen
findet, sie sind ja zu Hause und in keiner bösen
Gesellschaft, und doch behaupte ich, diese Le-
sesucht unsrer Tage, die die vornehmen Müs-
siggänger und die Mädchen in Buden und in
der Küche mit gleicher Wuth ergriffen hat,
verdirbt viel. Diese Comödien und Ge-
schichten mit allen Liebesvorfällen und Entfüh-
rungen, diese Schnurren, mitunter Zoten,
die häufigen Anfälle auf die Religion nicht zu
vergessen, schaden unersetzlich dem Kopf und
dem Herzen solcher Leute, die das Wahre vom
Falschen, das so reizend dargestellt ist, platter-
dings nicht zu unterscheiden wissen. Also
Herrschaften müssen auf alle diese Unterhaltun-

gen

gen ihres Gesindes ein wachsames Auge haben, wo auch nicht sie gänzlich verbieten und hindern, doch seltener erlauben, und dem an sich so edlen Triebe, dem Geist Nahrung zu verschaffen, und die Wißbegier zu befriedigen, eine gute Richtung geben, indem sie ihnen Bücher darreichen, die für sie von besonderm Werthe sind, z. E. das Noth- und Hülfsbüchlein, das Lavatersche und Feddersensche Sittenbüchlein fürs Gesinde, Fausts Gesundheitscatechismus und andre mehr, da itzt für die untre Volksklasse so viel geschrieben wird. Ich glaube, wenn Herrschaften die Zuneigung ihres Gesindes haben und sich gut zu benehmen wissen, so werden sie auch nicht ganz ihren Endzweck bey demselben verfehlen. Ueberhaupt müssen rechtschaffne Herrschaften ihr Haus zu einer Schule der Tugend und Gottseligkeit machen. Sie müssen ihr Gesinde, um so mehr, wenn es ihres Glaubens ist, an dem so nöthigen häuslichen Gottesdienst, der aber vernünftig eingerichtet und nicht zu lang dauren muß, Antheil nehmen lassen. Sie müssen das Gesinde auf alle Fälle zum Besuch der Kirche und zum Genuß des Abendmahls freilich nicht zwingen, aber doch auffodern und anhalten. Die Menge der Arbeit ist gewöhnlich nur ein Vorwand für Herrschaften und Gesinde, die nicht zur Kirche gehen mögen. Können es Herrschaften übers Herz bringen, ihre Lehrlinge

und Dienstboten am Sonntage, selbst in der Predigtstunde, Arbeiten thun zu lassen, die eben so wohl an einem Werktage hätten gethan werden können und sollen? Ist es recht, nur Anlaß dazu gegeben zu haben? Möchten sie doch um Gottes willen alles meiden, was den in unsern Tagen mächtig überhandnehmenden Hang zum Leichtsinn und Irreligion bey unsrer Jugend, vorzüglich der dienenden, regt und fördert! Hat man, wie das häufig der Fall ist, in der Religion sehr unwissende Dienstboten, so kann man, wenn einem anders dieses selige Werk am Herzen liegt, durch Vorlesen, durch Erklärung des Vorgelesenen, durch Gespräche immer noch Einiges thun; aber man muß allen Schein des Zwangs meiden, sie nicht alle Augenblicke ihrer Dummheit wegen ausschelten und muthlos machen, sondern mit Freundlichkeit und Nachsicht verfahren. Ich kenne eine angesehene Bürgersfrau, die ihre wirklich guten Kenntnisse in der Religion ihrer ersten längst verstorbenen Herrschaft noch heut, mit Thränen im Auge, verdankt. Diese Herrschaft hatte Kinder, und diese lasen in den langen Winterabenden biblische Historien laut, man stellte darüber Betrachtungen an, man redete darüber ungesucht und ohne Frömmeley. Ihr als Köchin mit dem Strumpfe in der Hand war es erlaubt zu fragen und zu reden. Der Herr war ein kluger Handwerker, der in

der

der Schule das Seine gelernt hatte, er antwortete bescheiden und sanft, man lachte und spottete nicht, die Frage mochte ausfallen wie sie wollte; so kam für Herrschaft und Gesinde unvermerkt die Stunde des Schlafengehens heran. Das war eine schöne, zu gleichem edlen Zweck vereinte, Familie, an welcher Gott und Menschen Freude hatte. Mann und Frau sind in Ehren gestorben; die Kinder sind gute und brauchbare Menschen geworden. Möchte es viele solche Familien geben! Wie sehr stechen dagegen folgende Hauswirthschaften ab, und ihrer sind viele: der Hausvater wirft noch bey hellem Tage die Arbeit bey Seite, um Tag vor Tag ins Bierhaus zu gehen, und kommt, des Getränks ziemlich voll, mit leerem Beutel, wenn alle seine Nachbarn schon schlafen, zu Hause, wo dann erst mit Frau, Kindern und Köchin gezankt wird. Die Frau vertändelt, wie immer, vorzüglich in Abwesenheit des Mannes, die Zeit, und alles bleibt im Schmutz und in Unordnung liegen. Die ältern Söhne erwarten mit Ungeduld das Weggehn des Vaters, um nur auch bald an ihren Ort zu kommen. Die erwachsenen Töchter lassen sich von Mannspersonen, die unter dem Titel der Heirathslustigen kommen, unterhalten. Die kleinen Kinder springen ohne Aufsicht wild im Hause und auf der Straße umher, begehen allen Muthwillen, bis sie aus Müdig-

keit die Stube suchen, um hinter dem Ofen zu schnarchen. Gesellen, Lehrlinge und weibliche Dienstboten stecken zusammen im Hause und vertreiben sich die Zeit im Finstern. Ich lasse jeden selbst den Schluß machen, was wohl daraus kommen könne, und wie das Gesinde, wenn es das Unglück hat (denn so muß man es nennen), zu einer solchen Herrschaft zu kommen, nichts an Moralität gewinnen wird; aber desto mehr, namentlich Ehre und Unschuld, die größten Güter, die sie auch in ihrer Armuth besitzen, zu verlieren in Gefahr steht. Möchten doch alle Herrschaften, besonders in unsern Tagen, die wahre Religiosität in ihren Familien auf alle Art zu fördern und zu erhalten suchen! Es ist unbezweifelt gewis, daß der Mensch um so besser ist, je religiöser er ist, versteht sich auf eine vernünftige Art. Gute Herrschaften werden ihre noch nicht confirmirte Dienstboten zum Prediger gern und unausgesetzt gehen lassen, ohne ihnen alle Augenblicke die versäumte Zeit bitter vorzuwerfen. Ein religiöses, für seine väterliche Religion eingenommenes Gesinde ist mir immer schätzbar. Ueber die Aufklärung, daß Leute aus dem niedern und dienenden Stande, natürlich ohne Gründe angeben zu können, ihre Religion und deren Gebräuche verachten oder gar ihrer spotten, kann sich keiner, dem Menschenwohl am Herzen liegt, freuen, denn dem Laster sind

nun

nun alle Thüren geöffnet. Man muß dem Gesinde nie hinderlich werden in der Ausübung seiner Religion. Man lasse es in seine Kirche gehen, nach seiner Art beten und singen. Man lasse ihm, so weit es geschehen kann, die dazu gehörige Zeit, auch wenn es nicht immer bequeme Stunden träfe. Leute von der Art und der Erziehung sind selten bey falschen Vorstellungen und bey dem ihnen eignen Aberglauben einer vernünftigen Belehrung fähig, sie legen gewöhnlich den äußern Handlungen der Religion einen zu großen Werth bey, und verrichten diese nur gar zu oft, um sie verrichtet zu haben. Nie erlaube man sichs, ihrer Religion zu spotten, um sie vielleicht für die unsrige zu gewinnen. Man verfehlt sicher seinen Endzweck, und ein solches Verfahren ist in unsern Zeiten doppelt unrecht. Man kann sie vielleicht bald dahin bringen, daß sie, die unsern Worten blindlings trauen, dies oder jenes, was sie, als zur Religion nach ihrer Meinung gehörig, beobachteten, nun unterlassen, aber hat man dabey gewonnen? Haben sie den Irrthum aufgegeben und die Wahrheit begierig aufgefaßt? Ich zweifle und fürchte nur, sie möchten nun gegen alle Religion ganz gleichgültig und leichtsinnig geworden seyn, und wehe uns, wir haben dann unersetzlichen Schaden gestiftet, und sie werden nun vielleicht die Laster, wozu sie ohnedem schon

 Nei-

Neigung hatten, desto ungescheuter ausüben.

Möchten doch alle Herrschaften nie vergessen, daß sie nur dann gutes Gesinde zu haben hoffen können, je mehr sie selbst demselben mit einem guten Beispiel vorgehen. Wahr ist der Spruch der Alten: „Eine gute Herr„schaft macht eine gute Dienerschaft. Wie „der Herr, so der Knecht; wie die Frau, so „die Magd.„ Leute von gemeinem Schlage, nur sinnlich, des Denkens und Prüfens ungewohnt, thun, was sie Andre thun sehen, ohne daß es ihnen einmal einkommt, daß sie anders, als so, handeln sollten. Sie halten es für recht und gut, um so mehr, wenn sie eine gute Meinung von dem Verstande und der Rechtschaffenheit ihrer Vorgesetzten haben. Aber wie ist es möglich, mit gutem Erfolge bey seinem Gesinde auf Reinlichkeit, Ordnung und Pünctlichkeit und Fleiß und andern Tugenden zu dringen, wenn das Gesinde grade die entgegengesetzten Laster bey Herr und Frau und Kindern täglich vor Augen sieht? Ist die Herrschaft kalt gegen Religion und Gottesverehrung, spottet sie sogar in Gegenwart des Gesindes derselben, wie kann man erwarten, daß das Gesinde religiös handeln, und der Herrschaft Bestes, wenn diese es nicht siehet, fördern werde? Ist die Herrschaft schmähsüchtig,

stolz,

stolz, menschenfeindlich, o nur zu bald wird das Gesinde es auch werden! Das Böse lernt sich gewöhnlich eher, als das Gute. Also ihr Herrschaften, arbeitet selbst mit Klugheit und Eifer an eurer und der Eurigen moralischen Besserung, dann werdet ihr auch geneigt seyn, mit eben dem Eifer und mit eben der Klugheit Tugend und gute Gesinnung bey eurem Gesinde zu fördern, und ich hoffe, daß es dann nicht ohne Nutzen geschehen werde, nur werdet nicht sogleich müde. Es steht nicht zu erwarten, daß Unarten und Fehler, die bey solchen Leuten durch eine schlechte Erziehung und bisherige fehlerhafte Behandlung gleichsam zur zweiten Natur geworden, leicht und bald abgestellt werden möchten; aber es ist eben so gewiß, daß derjenige, der es recht betreibt und sein Werk auch bey den ersten mislungenen Versuchen nicht sogleich aufgiebt, in der Folge doch immer noch viel bewirken werde. Man rechne dabey auf den höhern Beistand Gottes, dem Förderung der Tugend bey uns und Andern so wohl gefällt. Man frage nicht: was wird mir dafür? Man bedenke, daß Undank oft der Welt Lohn sey, daß aber ein ruhiges zufriedenes Leben über alles werth sey, und daß uns nichts seligeres und tröstlicheres auf unserm Todbette uns widerfahren könne, als zu sehen, wie die Unsrigen, selbst die uns nur dieneten und bey uns arbeiteten, unsern Verlust

tief

tief fühlen, und weil sie uns als ihren Vater, als ihre Mutter liebten, tiefgerührt um uns weinen, und uns für das, was wir ihnen Gutes erwiesen haben, danken, und sich späthin noch unsrer und unsrer Ermahnungen erinnern werden. Man überlege, wie schön es sey, zu wissen, daß man auch, seine häuslichen Pflichten treu zu erfüllen, ein frommer Hausvater, ein sorgsamer Herr, eine gute Hausmutter, eine liebreiche Frau zu seyn sich angelegen seyn ließ, um dem Herrn aller Herren, der über uns ist und ohne Ansehn der Person nach eines jeglichen Werk richten wird, zu gefallen und aus seiner Gnade jener ewigen Freuden theilhaftig zu werden.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bögl.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ein Wort an Herrschaften, die gutes Gesinde haben wollen

Breslau 1797

Oecon. 2015 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10300019-2
VD18 11390891